Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 8 (1932-1933)
Heft: 12

Artikel: Leysin, o Leysin : die Geschichte einer hoffnungslosen Liebe
Autor: Marie
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1064997

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Leysin, o Leysin

Die Geschichte einer hoffnungslosen Liebe

Von Marie * * *

Illustriert von Rodolphe Bolliger

Meine Eltern wohnten in B. Wir waren acht Kinder. Als ganz klein sind drei gestorben. Mein Vater war Schuhmacher. Ich sah ihn meist nur betrunken. Die Mutter arbeitete viel. Oft ging sie in fremde Häuser als Spettfrau. Daneben besorgte sie den Haushalt und arbeitete manchmal bis in alle Nacht in der Werkstatt, wenn Vater im Wirtshaus war. Ihr war es wohl zu verdanken, dass wir immer noch Kunden hatten. Beim Vater hatte sie das Schuhmachern gelernt, und nun sorgte sie dafür, dass die Schuhe zur Zeit fertig wurden. Aber so lange ich mich erinnern kann, hat die Mutter gehustet. In meinem Unverstand glaubte ich, sie speie Blut, weil sie der Vater geschlagen habe. Als ich sechs Jahre alt war, fiel der Vater im Rausch in den See und ertrank. Noch ganz genau erinnere ich mich, wie mich die Mutter an der Hand zum Sarg des Vaters gezogen hat. Ich aber habe mich gesperrt und laut geschrien. Da hat mich die Mutter plötzlich losgelassen und hat gesagt: « Armes Vreneli ! » Dann hat sie mich hinausgeschickt.

Von der Zeit an, da Vater nicht mehr da war, gestaltete sich unser Leben um vieles schöner. Die Mutter war oft fast fröhlich und sehr lieb zu uns. Meine älteste Schwester konnte mit ihren zwölf Jahren den Haushalt neben der Schule besorgen, während Mutter nun in die Fabrik ging. Aber ihr Husten wurde immer stärker, und schon zwei Jahre nach dem Tode des Vaters starb auch sie. Meine beiden grossen Geschwister weinten sehr. Wir drei kleinen aber begriffen im Grunde nichts. Als eine Fürsorgerin kam, uns alle zu holen, gingen wir gern.

Verkostgeldet

Meine beiden ältern Geschwister wurden aufs Land verkostgeldet. Die zwei Kleinen kamen in die Kinderkrippe. Sie beide sind schon innert drei Jahren gestorben. Ich selbst kam zu einem ältern Fräulein. Tagsüber ging sie auf ein Bu-

reau. Ich hatte dann das Geschirr abzuwaschen nach dem Essen und ihr Zimmer zu reinigen. Alles andere, auch das Kochen, besorgte eine Stundenfrau. Ich ging natürlich zur Schule. Wenn das Fräulein zu Hause war, sprach es etwa freundlich mit mir. Aber ich dachte damals immer, dass es ein « kaltes Fräulein » sei. Vielleicht hat sie Kinder nicht gut verstanden, weil sie ja auch nie eine Mutter war. Die schönsten Erinnerungen an jene Zeit sind diejenigen an Weihnachten. Ich durfte Jahr für Jahr mit vielen andern Kindern, die auch verkostgeldet waren, in das Vereinslokal der Fürsorgerinnen. Dort waren dann viele liebe Frauen, die mit uns alle Lieder sangen, die wir in der Schule gelernt hatten. Zuletzt bekam jedes einen grossen Lebkuchen, einen Schokoladenfisch und zwei Paar Strümpfe. Das ist das Schönste, was ich weiss aus jener Zeit. Nein, noch etwas freute mich : Ich war in der Schule nicht gut. Aber beim Erzählen sagte der Lehrer manchmal, wenn ich drangewesen war : « Ja, ja, das Vreneli ist sonst gar ein schwaches Lichtlein ! Aber wenn's ans Erzählen geht, dann ist es fast ein richtiges Hexlein. Ganze Märlein kann es dichten ! » Ich weiss noch gut, wie ich dann jedesmal am Abend betete : « Lieber Gott, mache mich nicht stolz ! » Denn die Fürsorgerin hatte gesagt, man müsse Gott bitten, dass man demütig bleibe. Sonst aber war ich kein gutes Kind, nein, ich darf's fast nicht sagen. Mit der Konfirmation kam es dann aber anders. Ich nahm mir recht vor, besser zu werden. Das half mir auch viel, dass der Herr Pfarrer gesagt hatte, als ich ihm alles geklagt hatte, er wolle jeden Abend für mich beten. Da war es dann nicht mehr so schwer.

Küchenmädchen

Nach der Konfirmation kam ich in ein alkoholfreies Restaurant. Man hatte mir von der Fürsorge diese Stelle gesucht. Fast war ich froh, dass ich von dem Fräulein fortkam, obgleich es immer gut und freundlich zu mir gewesen war.

Ich blieb in dieser Stelle. Es gefiel mir sehr gut. Die Köchin war ein sehr freundliches Mädchen. Sie war wie eine Schwester zu mir. Das war gut für mich. Besonders als ich ein Jahr später einen Brief vom Pfarrer in L. bekam. Er schrieb, dass meine Schwester Marie gestorben sei. Drei Tage lang musste ich immer heulen. Als ich dann in der Nacht nicht schlafen konnte, kam die Köchin im Nachthemd zu mir herüber. Sie betete mit mir, und nachdem sie mich schön eingebettet hatte, streichelte sie mir die Haare, bis ich eingeschlafen war. Von dieser Nacht an war ich nicht mehr so trostlos traurig. Ich durfte dann an das Begräbnis gehen. Dort sah ich meinen Bruder, den Hans. Er hatte in L. als Knecht eine Stelle. Am Abend begleitete er mich auf die Bahn. Unterwegs sagte er, wir zwei seien jetzt ganz allein, und wir wollen füreinander schauen und uns auch ein bisschen gern haben. Das haben wir dann einander versprochen.

Ich blieb fünf Jahre in dieser Stelle. Dann kam wieder ein fremder Brief. Ich fürchtete schon, mein Bruder sei gestorben. (Wir sahen uns nur sehr selten, weil wir kaum je miteinander frei hatten. Und schreiben wollten wir beide nicht gern, nur etwa an Weihnachten.) Er schrieb aber selbst, es war nur eine fremde Aufschrift auf dem Kuvert. Hans schrieb mit Bleistift und nur ganz kurz, er sei krank geworden. Der Arzt hätte ihm gesagt, er müsse für ein Jahr in ein Sanatorium in den Bergen gehen. Er wisse ein gutes, billiges in Leysin. Zwar habe er, Hans, einiges Erspartes, aber er müsse mich doch fragen, ob ich ihm das meinige leihen würde. Wenn er gesund sei, wolle er mir sicher alles zurückgeben. Ein wenig leid tat es mir wohl, dass ich nun das sauer verdiente Geld von der Bank holen musste. Aber es war ja für den letzten Menschen, den ich hatte, und darum freute es mich doch, dass ich etwas geben konnte. Hans kam

mir noch Lebewohl sagen in die Stadt. Er sah nicht gut aus. Auf dem Rücken ganz still und steif liegen müsse er, erzählte er mir. Auf seiner Schul-Schweizerkarte zeigte er mir, wo Leysin sei. Es war sehr weit weg von B. Er erzählte mir, dass man dort nur Französisch spreche. Das tat ihm leid, weil er gern Berndeutsch sprach. Wir hatten daheim immer gesprochen, weil die Mutter eine Bernerin gewesen war. Während ich aber in die deutsche Schule gegangen war, hatte Hans die französische besucht. Das war auch ein Grund, dass wir uns nicht oft schrieben. Ich konnte das Französische wohl sprechen, nicht aber gut lesen. Und Hans ging es umgekehrt.

Hans ging also nach Leysin. Ich aber suchte mir eine andere Stelle, wo ich mehr verdienen konnte. So kam ich nach V. Trotz den 15 Franken mehr Monatslohn, konnte ich nie etwas ersparen. Alles, was ich nicht für mich brauchte, schickte ich Hans. Ich musste viel strenger arbeiten in der neuen Stelle. Nie aber habe ich es weiter gebracht als Küchenmädchen. Ich musste gerade meine letzten Kräfte anstrengen in dieser niedersten Stellung der Hausangestellten.

V. war auch viel näher bei Leysin. Und das war gut, denn schon gegen Ende Januar berichtete mir eine Krankenschwester, ich solle kommen, es gehe Hans gar nicht gut. Für den folgenden Sonntag fragte ich dann frei. Die Leiterin des Restaurants war sehr freundlich und sagte, ich dürfe schon am Morgen gehen. So fuhr ich denn in der Sonntagsfrühe weg. Es war ein sonniger, heller Tag. Der grosse See glitzerte. Und wenn ich nicht so traurig gewesen wäre, hätte ich wohl noch viel mehr gesehen. Aber so fuhr mir der Zug kaum schnell genug. Das Zahnradbähnchen von Aigle nach Leysin ist aber auch eine Schnekkenpost ! Ich hatte Angst, ich käme zu spät ! Endlich, endlich hielt der Zug in Leysin-Village an. Auf dem Weg zum Sanatorium schaute ich ein wenig herum. Wenn ich jetzt daran denke, weiss ich nur noch, dass die Luft ganz voll Sonne war. Dennoch war alles traurig um mich, der glitzernde Schnee, die strahlenden Berge und der feuchte, blaue Himmel. Es schien mir ein endlos langer Weg zum Sanatorium. Ich fragte ein Büblein um den Weg. Es ging ein Stück mit mir, und bald standen wir vor einem hohen, grauen Haus. Es schien mir hässlich und fremd. Ich wäre lieber wieder umgekehrt. Als ich eintrat, kam aber gleich eine freundliche Schwester, die mich zu Hans führte. Ich erschrak, als ich ihn sah. Er war sehr bleich und mager und weisse, schmale Hände hatte er bekommen. Er sagte mir, dass er nun bald sterben müsse. Ich solle aber nicht heulen. Jedoch soviel ich mir auch Mühe gab, rugelten immer wieder Tränen herab. Hans sagte, dass es ihm meinetwegen nicht recht sei. Nun könne er mir das Geld nicht mehr zurückgeben, und er lasse mich auch nicht gern so ganz allein. Aber, wenn er schon nicht immer der Frömmste gewesen sei, so wolle er doch Gott so recht von Herzen bitten, dass er mir bald jemand schicke, der freundlich zu mir sei, vielleicht wieder eine Köchin oder am Ende auch einen Schatz. Das wäre nicht das Schlimmste, meinte Hans, ich müsse nur recht bleiben. Das solle ich ihm versprechen. Und dann möchte er auch nicht, dass ich an sein Begräbnis komme, das sei zu traurig für mich. Er wolle in Leysin begraben sein. Ich hätte dann keine weitern Kosten, und ihm sei es ganz gleich, wo er zu liegen käme. Dann sagte er mir noch beim Adie sagen : « Bhüet di Gott, und briegg nid ! » Er strich mir mit seinen weissen, kranken Händen über die Haare. Das hat er sonst nie getan. Ich ging dann schnell hinaus, ich musste ganz laut heulen, und das wollte ich ihm nicht zeigen.

Wie ich heimkam, weiss ich nicht mehr. Immer, wenn in mir etwas so sehr stark ist, merke ich von aussen fast nichts.

Die folgenden Tage waren sehr schwer für mich. Schon am Samstag kam der gefürchtete Brief. Hans war gestorben.

Man schickte mir ein paar Papiere zum Unterschreiben. Sie wollten alles in Ordnung bringen. Ich war froh, denn ich hätte ja kaum gewusst, was alles zu tun gewesen wäre.

– Ich war allein, hilflos und traurig.

Der Schatz

Wenn man sagt, « ich habe einen Schatz », dann denken die Leute immer an Schmatzen und Drücken. Aber wenn man so recht über das Wort nachdenkt, dann ist es doch schön. Ich denke immer an einen goldenen, tief vergrabenen Märchenschatz. Man trägt ihn ganz tief im Herzen, und es sieht niemand, dass man etwas Kostbares hat. Wenn man Gemüse rüstet, wenn man Kohlen holt, wenn man Geschirr wäscht, immer spürt man ihn, und man kann sich darüber freuen, ohne dass man etwas darüber sagen muss. Also, ich hatte einen solchen Schatz gefunden. Und weil ich wusste, dass ihn mir der liebe Gott schicke, war ich auch nicht verwundert, dass ich ihn in der Kirche kennenlernte. An einem hellen Sonntagmorgen während der Predigt war es. Ich schaute einmal schnell auf und sah gerade, wie ein goldener Sonnenstrahl auf das blonde Haar eines Mannes fiel. Das nahm sich gar seltsam aus in der dunklen Männerreihe. Ich freute mich, weil es so schön war, dieser einzige Sonnenstrahl in der dämmrigen Kirche. Auf einmal aber sah ich, dass jener Mann den Kopf mir zuwandte. Ich erschrack, denn ich glaubte, dass er nun etwas Schlechtes von mir denke. Bald aber konnte ich wieder aufpassen, was der Pfarrer predigte. Und ich hatte alles vergessen. Gross war nachher mein Schrecken, als ich sah, dass mir dieser Mann an der Kirchentür wartete. Er sprach aber sehr anständig und freundlich zu mir. Wir plauderten vom Wetter. Auf dem Wege zum Restaurant erfuhr ich dann, dass er Uhrmacher sei. Beim Lebewohl sagen fragte er mich, ob er mich etwa einmal am Abend abholen dürfe zum Spazieren. Ich sagte ja, und von diesem Tage an war es mir immer, wie wenn ich einen solchen goldenen Märleinschatz besässe.

Peter kam dreimal in der Woche, am Dienstag, am Donnerstag und am Sonntag. Jeden Morgen beim Aufwachen rechnete ich schnell aus, ob man « übermorgen », oder « morgen » oder « heute kommt er » sagen könne. Wenn ich am Abend noch nicht ganz fertig war, trocknete Peter immer das Geschirr ab. Nachher wischte er den Küchenboden und sagte : « So, Vreneli, jetzt geh und mach dich so fein, dass du aussiehst wie meine Märleinprinzessin ! » (Ich hatte ihm drum alles erzählt vom Märchenschatz.) Dann machte er die Küche fertig. Ich hatte mir damals einen roten Rock mit Puffärmeln genäht. Den zog ich immer an und den grossen, schwarzen Hut. Wir gingen meistens sehr weit und schnell, damit wir viel sahen von dem schönen Abend. Wir waren fast immer ganz still und schauten nur. Der See war aber auch jedesmal anders. Einmal ganz unheimlich schwarz und still. Dann wieder hell und freundlich. Und die Berge ! Ja, wir hatten sie beide gern, Peter und ich. Er wusste alle ihre Namen und er lehrte sie mir. Manchmal erzählte Peter auch von daheim. Sein Vater war schon längst gestorben. Aber die Mutter lebte noch, und ich hörte viel Gutes von ihr. Beide Eltern waren Berner. Das freute mich ganz besonders, und wir sprachen nie französisch zusammen.

Es wäre alles so gut und schön gewesen, wenn mir nur die Arbeit nicht zu streng geworden wäre. Ich war oft sehr, sehr müde. Am Morgen konnte ich manchmal fast nicht aufstehen. Aber dann half mir der Gedanke, dass ich viel Geld verdienen wolle, damit ich die Aussteuer schnell beisammen habe. Ja, Peter hatte mir einmal geklagt : « Fast kann ich nicht mehr warten, wenn du nur bald meine Frau wirst. Ich bin so sehr allein. » An das dachte ich immer, wenn ich auf der langen Kellertreppe stand mit dem Kohlenkessel. Dann schien es mir immer wieder leichter, und ich war bald oben.

Als dann der Frühling kam, sagte Peter an einem Abend: « Vreneli, gelt, du wirst doch nicht krank! Sieh, ich freue mich so sehr. Bis im Herbst wollen wir noch warten. Dann aber musst du meine Frau werden. Es ist mir ganz gleich, wenn du keine schöne Aussteuer hast. Aber bis im Herbst musst du noch aushalten. Dann will ich dich pflegen und zu dir schauen, damit du bald wieder rote Backen bekommst! » Dann erzählte er mir, wie er am Morgen den Kaffee machen werde und ihn mir ins Bett bringe. Dann gehe er zur Arbeit, und ich dürfe liegen bleiben, wie eine feine Dame. Aber da musste ich gerade wieder so hässlich husten. Peter hörte auf mit Erzählen und sagte nur wieder: « Gelt, Vreneli, du wirst nicht krank! »

Nein, ich wurde nicht krank. Aber im Herbst wurde Peter arbeitslos. Schon lange war es sehr schlimm bei den Uhrmachern. Nun hatte man die Fabrik, in der Peter schaffte, ganz geschlossen. So wurde denn nichts aus dem Heiraten im Herbst. Peter konnte keine andere Arbeit annehmen, weil er die Hände nicht verderben wollte. Er hoffte halt ganz fest, er könne wieder in seinem Beruf arbeiten. Seine Hände waren aber auch fein und schmal. Ich hatte mich immer über sie gefreut, und ich dachte oft, wenn er sonst der hässlichste Krüppel wäre, müsste man ihn um seiner Hände willen gern haben.

Mein Husten wurde immer ärger. Aber wenn Peter da war, hielt ich ihn so fest zurück, dass ich einen ganz roten Kopf bekam. Er meinte oft, ich hätte doch wieder rote Backen und freute sich. Ich wollte ihm das Freudlein nicht nehmen und sagte: « Ja, ja, ich bin fast gesund. Wir können noch lange warten mit Heiraten, gelt! » Er lachte dann ein wenig. Aber sonst war er viel traurig. Es ist halt ein Elend, wenn man nicht schaffen kann! Nicht nur wegen des Verdienstes!

Vor Weihnachten kam es dann doch. Es wurde mir schwarz vor den Augen, eben wieder auf der Kellertreppe, die ich nie gemocht hatte. Als ich zu mir kam, lag ich im Bett. Ein Arzt war bei mir. Acht Tage blieb ich noch im Restaurant liegen. Dann machte mir eine Fürsorgerin einen Besuch. Es war eine freundliche Frau, wie alle, die ich kennengelernt hatte. Sie setze sich an mein Bett und plauderte mit mir. Sie meinte, ich müsse nun ein wenig aussetzen mit der Arbeit. Die Krankenkasse und die staatliche Fürsorge würden mir einen Aufenthalt in Leysin bezahlen. Es sei nicht schlimm mit mir, aber man müsse beizeiten etwas dafür tun. Dann packte sie mir alle Sachen zusammen, und schon am nächsten Tage reiste ich ab. Peter war am Abend noch bei mir gewesen. Er hatte fast nichts gesagt. Ganz still hatte er an meinem Bett gesessen. Dann war er auf einmal aufgestanden und war hinausgegangen. –

Als der Zug zu fahren begann, schaute ich noch einmal hinaus. Da stand Peter an einen Pfosten gelehnt und schaute zu mir. Ich winkte ihm, aber er hob die Hand nicht. Er schaute mich nur an.

Ich weiss nicht mehr viel von der Reise. So recht elend und müde war ich. Die Fürsorgerin sass an meiner Seite und sprach hie und da freundlich. Als wir dann in dem kleinen Zahnradbähnchen sassen, musste ich weinen. Denn ich musste immer daran denken, wie ich das letztemal da hinaufgefahren war. Am Bahnhof in Leysin holte uns ein Mädchen ab. Es band das Gepäck auf einen Schlitten, und wir schritten hinter ihm her durch die wie ausgestorbenen Strassen von Leysin. Es war « grand silence », und während dieser Zeit trifft man kaum einen Menschen im Dorf. Ich war froh, als wir endlich vor dem Hause standen, das nun für lange Zeit meine kleine Welt werden sollte, denn ich wusste wohl, dass es viele Wochen gehen würde, bis ich auch nur ausgehen dürfe. Eine Schwester empfing uns. Ich war froh über ihr ernstes, gutes Gesicht. Es hatte diese stille Ruhe in sich, die ich auch oft bei den Fürsorgerinnen gesehen hatte. Ich glaube, diese Menschen haben ihre Güte und Stille in ihrem Beruf für

die andern, im Sorgen und Denken für sie gefunden. Von Herzen froh war ich, als ich zu Bett gehen durfte. Die Fürsorgerin ordnete meine Sachen. Dann legte sie mir zwei Fünfliber auf das Nachttischlein und sagte: « Das ist für die kleinen Wünschlein! » Darauf wünschte sie mir noch viel Geduld und ging, denn ihr Zug fuhr schon bald. Ich schlief gleich ein und erwachte erst am Morgen. Viele andere Kranke kamen in mein Zimmer und begrüssten mich freundlich. Auf aller Gesichter war die ungeheure Neugier geschrieben. Später erfuhr ich selbst die grosse Spannung beim Eintritt einer « Neuen ». Tagelang vorher werweist man. Die einen sagen, sie werde gross und stolz sein, die andern sind für klein und freundlich.

Für mich begann nun das Leben voll Ruhe. Sieben Stunden liegt man draussen. Drei Stunden vom Tag sind für die Mahlzeiten und das Umziehen reserviert. Die andere Zeit liegt man im Bett bei ausgedrehtem Licht. Man sollte schlafen. Schlafen und Essen, das sind die Grundbestandteile des Lebens. Ich habe oft gehört im Tale drunten, dass man sich beklagte, die Sanatorien mästeten nur die Kranken, sie kämen gross und fest herunter, um dann sofort abzumagern. Das ist aber nicht so. Man muss zwar unmässig viel essen, viel mehr als man möchte. Jedoch ist das Festwerden nötig, um die Tuberkulose zu überwinden.

Von Nebel, Sonne und Schnee

Am Anfang war ich sehr traurig. Da schaute ich denn während des Liegens immer nur in das sonnige Schneeland. Gerade gegenüber ragen die Dents de Morcle in den feucht-blauen Himmel. Noch kecker recken sich die Dents du Midi. Die schwarzen Felsen heben sich scharf von der gleissenden Schneedecke ab. Das ist am Morgen so. Am Mittag aber scheint die Sonne die scharfen Linien zu mildern. Sie strahlt und glänzt, sie füllt die Luft mit ihren flimmernden Farben, und man kann nicht mehr glauben, dass die Luft unsichtbar sein sollte. Wenn sich dann ein Krüppel unter diesem bunten Sonnenregen mühsam auf der Strasse dahinschleppt, ist es mir immer, es sei eine grosse Schande. In der flimmernden Luft meine ich fortwährend den bittern Vorwurf zu hören: Seht, so wunderbar ist die Natur, und so weit habt ihr Menschen es gebracht. Denn für mich ist die Krankheit doch eine Menschenschuld. Am Abend schimmern die Berge seltsam orange. Der Himmel wechselt vom tiefen Rot bis zum Gelb, oft fast Grün. Und die Abendnebel, die sich den Bergen entlang ziehen, sind duftig und tragen, nur viel feiner, die Farben des Himmels in sich. Im flachen Tal aber liegt schon die Dämmerung. Bald glänzen die Lichter zu uns herauf, und mir ist immer, sie haben einen « fleissigen » Schimmer, im Gegensatz zu den müden, bleichen Lichtern von Leysin. Etwas vom Seltsamsten ist der Nebel für mich. Oft, wenn die Luft hier oben zittert vor lauter Sonne, liegt im Tale der weiche Nebel. Er ist aber nicht weiss; die Sonne gibt ihm unendlich viele Farben, und die Berge werfen ihre bläulichen Schatten hinein. Oft treibt ein lustiger Koboldwind die bunten Fetzen hinauf und hinunter. Plötzlich reisst er den dichten Vorhang auseinander und lässt die Sonnenstrahlen auf den Talboden fliessen. Dann glänzt die Rhone wie eine Silberflut. Einmal aber brachte ein heisser Wind Wolken über die Berge, schwere, graue Regenwolken. Als dann der Himmel ganz überzogen war, wurde der Nebel im Tale düster und schwer. Bald begann er zu wallen und sich aufzubäumen. Lange Nebelarme schienen sich gegen den Himmel zu recken. Ich schaute diesem Spiel zu. Plötzlich bemerkte ich, dass sich die obere Wolkenschicht gesenkt hatte und dass auch daraus lange Arme sich bewegten. Und nun dünkte es mich kein Spiel mehr, sondern wie ein ernster, religiöser Tanz. Endlich schlangen sich diese Armen ineinander. Und auf einmal lagen wir im tiefen Nebel. Den ganzen Tag muss man staunen über die Sonne, den Schnee

und den Nebel. Es ist gut, dass man das hat, denn man würde zu traurig, wenn man nur sich selbst hätte.

Kranke Menschen

Von den Menschen erlebt man nicht viel Schönes hier oben. Wir sind eifersüchtig, missgünstig, launisch und sehr, sehr unduldsam. Wir haben nicht die Kraft, die schlechten Eigenschaften zu beherrschen. Nie kann man davonlaufen, um sich zurechtzufinden, wie es die Gesunden tun. Wir müssen beisammen bleiben, auch wenn wir uns hassen. Wir müssen am gleichen Tisch essen, im gleichen Zimmer schlafen. Die geringsten Sachen können zum grossen Ärgernis werden. Und man kann fast nicht vergessen. Wir sind kranke Menschen.

Die Post

Das grosse Ereignis im Tag ist die Post. Es gibt Leute, die vier Briefe erhalten an einem Tag. Dann beneidet man sie gehörig. Man sagt, sie seien verwöhnt und vornehm und alles mögliche. Mich hat noch nie jemand beneidet. Jeden Monat bekomme ich aber den Brief der Fürsorgerin. Ich freue mich auch immer ganz schrecklich. Sonst aber habe ich nie Post. Nur einmal – und niemand würde mich benieden haben. Es war ein Brief von Peter. Er schrieb, wir könnten nie heiraten. Er sei immer noch arbeitslos und er könne nicht eine kranke Frau haben. Aber ich solle ihm bitte nicht böse sein, er könne einfach nicht anders.

Das war für mich das Allertraurigste, das ich je erlebt habe. Ich musste viel viel die Sonne und den Nebel anschauen, um nicht ganz zu verzweifeln.

Nun habe ich aus den 10 Franken der Fürsorgerin blaue Wolle gekauft für einen Pullover. Wenn ich ihn fertig habe, will ich ihn Peter schicken. Er hatte mir, als ich noch gesund war, einmal gesagt, er wünschte sich so sehr einen solchen. Nun will ich ihm einen stricken, damit er sieht, dass ich ihm nicht böse bin. Und solang ich noch an diesem Pullover stricke, will ich nicht klagen. Später wird es ja auch wieder gehen, auch ohne den Märchenschatz tief im Innern.

Rudolf Urech *Lithographie*